

Vorzeitig wurde das 20. Jahrhundert in der Nacht zum 1. Januar 2000 im Pulverdampf der Silvesterraketen verabschiedet. Berauscht vom Lärm und Farbenrausch sinnlos-lustvoller Knallerei, huldigte ein Zeitalter, das sich postmodern dünkt, gehorsam dem Gebot der Rastlosigkeit, womit es die Moderne etikettierte. Längst schien den Menschen ihr Jahrhundert auf der Flucht aus einer beschämenden Vergangenheit zu lang geraten. Mit ihm wollten sie böse Erinnerungen und schuldhaftige Verstrickungen abstreifen. Doch Vergeßlichkeit macht süchtig nach Neuem und beschleunigt das Dasein immer heftiger. Permanenter Entwicklungswahn stagniert zu guter Letzt in konservierter Jugendlichkeit. Ihr folgt verhaßtes Altern und plötzlicher Tod.

Geschwindes Ende und rasanter Neuanfang – die Insignien der Moderne – sind die Fallstricke der Architektur, sofern man deren Begriff mit Tradition, Sicherheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Dauerhaftigkeit verbindet und vor Bauwerken in Bewunderung versinken möchte, die Jahrtausende überdauerten. Seitdem dies alles in Fluß und in Auflösung geraten ist, befindet sich die Architektur in permanenter Irritation. Ihre antiquierte Konstitution, die auf Beständigkeit und Verlässlichkeit aus war, hat sich längst in den Reiz rascher Verwandlungen verkehrt. Indes provoziert der Zwang ständiger Erneuerung auch eine Beharrlichkeit der modernen Formen, Intentionen und Motive. In der Gesamtschau des 20. Jahrhunderts rücken plötzlich Bauten von Hugo Häring und Frank O. Gehry oder von Le Corbusier und Rem Koolhaas erstaunlich dicht zusammen. In solcher Nähe brechen alte Hoffnungen und Ängste auf, die der ständige Modernisierungsprozeß im Menschen erzeugt.

Am Ende des 20. Jahrhunderts steckt die Architektur in einer tiefen Krise. Nicht das erste und sicher nicht das letzte Mal. Ob sie hieraus gestärkt oder geschwächt hervorgehen wird, läßt sich noch nicht absehen. Gewiß ist nur, daß wir den allmählichen Verfall des Selbstverständnisses einer Disziplin erleben, in der sich über die Zeiten hinweg ein permanent wachsendes Auf-

gabenfeld überaus kreativ mit dem Anspruch auf universelle Bildung und mit ehrgeizigen künstlerischen Ambitionen verbinden ließ. Seit Vitruv glorifizieren sich Architekten als genialische Dilettanten. Hieran hat auch die Moderne nichts, haben kein Weltkrieg und keine Weltwirtschaftskrise etwas ändern können. Um so größer die Katastrophen des Jahrhunderts, desto triumphaler bildete sich am Horizont die Rettungsgestalt des Architekten ab. Damit aber scheint es jetzt vorbei zu sein.

Um die Architektur müsste längst ein radikaler Kulturkampf entbrannt sein, doch warten wir vergebens. Die Berufsverbände und Kammern halten sich zurück, und auch an den Hochschulen, an der Ausbildungsfront, tut sich vorerst wenig. Alles rennet, rettet, flüchtet vor den Zumutungen der Globalisierung. Schiffbrüchigen gleich klammern sich die meisten an den technologischen Fortschritt und an Möglichkeiten der Spezialisierung, die insbesondere Berufsanfängern von den großen Büros abverlangt werden. Jeder hofft für sich, irgendwo noch einen Unterschlupf, eine Nische zu finden – währenddessen droht die Baukultur auf der Strecke zu bleiben. Zu spekulieren ist, daß diese Entwicklung in den USA nicht nur früher als bei uns einsetzte, sondern daß man dort den Kulturkampf um die Architektur auch eher erkannt und auf sich genommen hat. Tatsache ist jedenfalls, daß interessante architektonische und architekturtheoretische Impulse in den achtziger und neunziger Jahren eher aus den USA nach Europa gelangten als umgekehrt. Bei den Rastlosen unserer Zunft gehört es darum längst zum guten Ton, Deutschland eine eigene Architektur und Architekturtheorie naserümpfend abzusprechen.

Dieser Essay wurde gegen dieses Vorurteil verfaßt.

Die ermüdende Rede von der zweiten und dritten Moderne verdankt sich allein der Tatsache, daß der in den dreißiger Jahren bei Hugo Häring, Hans Scharoun, Bruno Taut und anderen einsetzende Prozeß der *Selbstkritik der Moderne* – trotz der in den fünfziger Jahren heftig geführten „Bauhaus-Debatte“, trotz der Spiritualität eines Louis I. Kahn, der „italienischen Gedanken“ Alison und Peter Smithsons, trotz der Situationisten und der sozialphilosophischen Reflexionen Aldo van Eycks – niemals aus dem Schatten der „weißen Götter“, der Propagandisten des *International Style*, ihrer Nachfolger und ihrer nicht weniger spektakulär agierenden postmodernen Widersacher zu treten vermochte. Kein Wunder, waren doch Härings und Scharouns Gedankengebäude zu kompliziert, um mit großer Resonanz diskutiert zu werden. Das aber, was an ihren Überlegun-

gen verständlich war, schien wiederum dem Kulturkonservatismus der geschworenen Feinde des Neuen Bauens zu verwandt, um auf breite Unterstützung unter den Parteigängern der Moderne hoffen zu dürfen. Es gehört darum zu den genuinen Aufgaben zeitgenössischer Architekturtheorie, die komplizierten Denkbewegungen und die philosophische Neugier, womit sich die moderne Selbstkritik „zwischen die Stühle“ manövrieren, zu rekonstruieren, zu analysieren und auf ihre Aktualität hin zu befragen. Die anhaltende Verdrängung des Denkens und Bauens jener, die heute unter dem Begriff der „anderen Moderne“ musealisiert werden, hat mit dazu beigetragen, daß die moderne Architektur erst radikalen Programmen der Standardisierung und Kollektivierung zum Opfer fiel, um schließlich in den Bauwirtschaftsfunktionalismus der Nachkriegszeit einzumünden. Die strategische Verleugnung moderner Selbstkritik hat das Neue Bauen in einen eindimensionalen, stromlinienförmigen Trend gezwungen und trägt darüber hinaus ein gerütteltes Maß Schuld daran, daß der aktuelle Architekturdiskurs aus Europa desertiert ist.

2

Innerhalb der Architektur und Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts bildeten sich zwei zentrale Moderne-Diskurse heraus, die einander widerstreiten, sich ergänzen und bis heute keinen Abschluß gefunden haben. Der eine, den man auch den älteren nennen könnte, wurde bestimmt durch eine Fundamentalkritik am 19. Jahrhundert, die mit dem Historismus, der alten Stadt und den überkommenen Denk- und Machtstrukturen einer Zeit abrechnete, an der alles Lug und Trug zu sein schien. Dabei bediente sich diese Kritik zunehmend soziologischer und ökonomischer Argumente und trug so entscheidend zur „Verwissenschaftlichung“ der Architektur und des Städtebaus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei. Den anderen Diskurs, der etwas jüngeren Datums ist, leitete die Selbstkritik der Moderne ein, die, wie Wolfgang Herrmanns in den frühen dreißiger Jahren geschilderte Geschichte der deutschen Baukunst beweist, sich der radikalen Ablehnung des 19. Jahrhunderts widersetzte und am Fortschrittsoptimismus der Moderne, an ihrer Technikeuphorie, Wissenschaftsgläubigkeit und an ihrem ästhetischen Purismus zweifelte. Gesellschaftskritik wurde durch Kulturkritik ersetzt, und das Interesse an der Soziologie verblaßte angesichts der Faszination, die die Philosophie auf die nachdenklichen Architekten auszuüben begann.

Ausschlaggebend hierfür war, daß sich einige Architekten im „stahlharten Gehäuse“ des modernen Rationalismus nicht mehr recht aufgehoben fühlten. Faschismus und Stalinismus, die teuflischen Vollstrecker rationaler Planung, vor Augen, waren sie ins Grübeln geraten und begannen ihre Selbstzweifel philosophisch zu reflektieren. Der vorliegende Essay versucht die Geschichte der modernen Selbstkritik anhand prägnanter Beispiele zu skizzieren. Nach einleitenden Bemerkungen über die Politisierung und Entpolitisierung (Kapitel 1), das romantische Erbe (Kapitel 2) und die Verzeitlichung der modernen Architektur (Kapitel 3) widme ich mich einem aufschlußreichen Grundsatzstreit zwischen Le Corbusier und Hugo Häring, begleite Bruno Taut nach Japan (Kapitel 4) und berichte daraufhin von der Begegnung Hans Scharouns mit Martin Heidegger (Kapitel 5) und der zwischen Peter Eisenman und Jacques Derrida (Kapitel 6).

Die Selbstkritik der Moderne nimmt kein Ende. Der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Revision (Kapitel 7) folgt darum ein Exkurs, eine kunterbunte Ausschweifung über „gute und schlechte Absichten“, über Leibniz, *Delirious New York* und andere (anti)urbane Träume (Kapitel 8). Einer sei vorweg erzählt:

Es war einmal ein Architekt, dem sich in jungen Jahren die Chance eröffnete, zusammen mit einem älteren Kollegen eine große Trabantenstadt zu planen. Es war die Zeit, als die Städte sprunghaft anwuchsen, moderne Planungskonzepte noch etwas galten und autogerechte Siedlungen nach dem Leitbild der aufgelockerten und durchgrünten Stadt entworfen wurden. Der ältere Kollege war aber nicht irgendwer, er stand für ein eigenes Konzept ein, das auf den Namen „Raumstadt“ hörte. Mit ihm wollte er eine kreative Antwort auf den standardisierten Wohnungsbau der Nachkriegszeit geben. Zwar griff auch er auf normierte Elemente zurück, doch wurden diese zu differenzierten Baugruppen kombiniert, um Raum zu schaffen für die individuelle Entfaltung der Bewohner, denen in überschaubaren Nachbarschaften die Möglichkeit gegeben sein sollte, ein solidarisches „Wir-Gefühl“ zu entwickeln.

Außerordentlich wichtig war dabei die Rolle, die der „Natur“ zukam. Ihre Vorrechte waren Symbole des Gelingens. Die Aufgabe lautete darum, das Städtische in einen locker bebauten Landschaftsraum aufzulösen. Waren in der Metropole des 19. Jahrhunderts Bäume und Grünanlagen die dünn gesäten Ornamente nüchterner Planraster, drehten der alte Architekt und sein junger Partner den Spieß um: In ihrem Entwurf wurden die Gebäude einer großen Parklandschaft wie architektonische Muster aufgedruckt. Die

Folge war: Bäume und Buschwerk nahmen überhand, wuchsen immer höher, wurden dichter, und allmählich verschwanden die Häuser und Fußwege. Stünden keine Hochhäuser in dieser Stadt – der vorbeirauschende Verkehr wüßte nichts von ihr.

Der alte Architekt ist seit langem tot, aber sein junger Kollege, der von der neuen Stadt so überzeugt war, daß er in einen ihrer Bungalows zog – er lebt noch heute dort. Allerdings ist sein Haus kaum mehr aufzufinden. Es ist so überwuchert von Pflanzen, als habe das Wachstum, das den Trabanten zu verschlingen droht, von hier seinen Anfang genommen. Denjenigen, die ihn, der nun selbst alt geworden ist, noch als Planer der Siedlung kennengelernt haben, erzählt er mit Stolz von seinem Garten und dem Sieg der Natur übers Gebaute. Außerdem spricht er gern und ausführlich über seine Schmetterlingszucht, denn inmitten seines Hauses lebt er umringt von Tausenden schwirrender Nachtfalter – allesamt heimische Arten, die vom Aussterben bedroht sind.

Hin und wieder entläßt er sie in großer Anzahl in die Wildnis seiner Stadt. Wenn die Nachbarn abends von der Arbeit heimkehren und sich im Dunkeln hastig ihren Weg zurück in die Wohnung bahnen, bemerken sie nicht, wie über ihnen im Licht der Straßenlampen die prächtigsten Falter zusammen mit den schönsten Hoffnungen des Architekten knisternd verglühn.